

Editorial

Für die Redaktion

Silvia Krumm, Peter Brieger



Liebe Leserin, lieber Leser,

die Idee, ein Heft zu Gewalt und Psychiatrie zu machen, wurde in der Redaktion spontan und recht einhellig begrüßt. Klar, werden Sie, liebe Leserinnen und Leser, nun vielleicht denken, schließlich kommt kein kritischer Blick auf Psychiatrie an diesem Thema vorbei. Bei Gewalt scheinen wir unmittelbar zu wissen, was damit gemeint ist. Es zeigt sich aber schnell, dass Gewalt ganz unterschiedliche Bedeutungszuschreibungen beinhaltet. Das gilt auch im Kontext der Psychiatrie: Je nach Provenienz stellt Gewalt ein bestimmendes, ein notwendiges oder verzichtbares Element der psychiatrischen Versorgung dar – mit jeweils eigenem Gewaltverständnis. Dass dieses auch unter den Redaktionsmitgliedern nicht deckungsgleich ist, haben wir an der Diskussion darüber feststellen können, ob wir neben körperlichen und psychischen auch strukturelle Gewaltformen behandeln sollen. Auch die Frage, ob selbstverletzendes Verhalten eine Form von Gewalt darstellt, wurde unterschiedlich gesehen.

Bei genauerem Hinsehen wird Gewalt also zu einem Phänomen, das sich einem einfachen Zugriff entzieht. Der Blick zurück wie auch über den eigenen Tellerrand hinaus macht auf den soziokulturellen Konstruktionscharakter von Gewalt aufmerksam. Gewalt erschreckt und entsetzt uns, weil sie unverhüllt auf die überwältigende Überlegenheit von Menschen über andere Menschen verweist (H. Popitz) und damit unserem heutigen Gleichheitsverständnis zuwiderläuft: Aus dem berühmten »Klaps auf den Po, der noch niemandem geschadet hat«, ist eine zu ächtende Körperstrafe geworden, die uns heute unvereinbar mit dem Recht auf gewaltfreie Erziehung erscheint. Das Züchtigungsrecht des Ehemanns ist in Deutschland seit neunzig Jahren abgeschafft und stellt andernorts ein legitimes Mittel dar. Würden psychiatrische Zwangsmaßnahmen lange Zeit unhinterfragt angewendet, bilden sie heute den Ausgangspunkt für ethische, juristische und natürlich fachpsychiatrische Debatten.

Gewalt lässt sich auch deshalb schwer fassen, weil der Blick auf Gewalt zwischen Abstoßung und Faszination oszilliert, wie wir das täglich in der medialen Berichterstattung von Gewaltereignissen erfahren. Gehört Gewalt zur Natur des Menschen? Entsteht sie aus den sozialen Verhältnissen? Welchen Anteil haben jeweils Charakter, Biologie, Psychopathologie oder prekäre Lebensverhältnisse an Gewalthandlungen von psychisch kranken Menschen? Müssen

wir davon ausgehen, dass Gewalt eine menschliche Existenzbedingung darstellt, die jederzeit unter bestimmten Bedingungen ausbrechen kann? Oder ist Gewalt eher als zivilisatorischer Ausnahmefall zu betrachten? Und welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Entwicklung präventiver Ansätze?

Heiner Koch und Raphael van Riel machen mit ihrem einführenden Beitrag klar, dass auf diese Fragen keine eindeutigen Antworten zu erwarten sind. Sie stellen die gesellschaftlichen, philosophischen, juristischen und sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzungen um Gewaltphänomene vor und sensibilisieren nicht zuletzt dafür, wie auch der Gebrauch eines normativ geprägten Gewaltbegriffs selbst als Machtmittel fungieren kann. Neben dem sozialwissenschaftlichen Blick auf das Thema beleuchtet Eva-Maria Francks Beitrag aus entwicklungspsychologischer Sicht, welche Folgen Gewalt in der kindlichen Entwicklung haben kann. Dabei geht es besonders um »mögliche (Ver-)Störungen als Gewaltfolge«.

Für psychiatrisch Tätige ist die Beschäftigung mit der Gewalttätigkeit psychisch Kranker insofern eine Herausforderung, als sie der Stigmatisierung Vorschub leistet. Georg Schomerus und Peter Spindler legen den Finger in diese Wunde, wenn sie auf die negativen Folgen einer immer weiter gehenden »Kontrolle« der Risikofaktoren für Gewalttätigkeit aufmerksam machen, die letztlich darauf hinausläuft, bestimmte Gruppen auf Kosten anderer zu entstigmatisieren. Anstatt Gewalttätigkeit zu tabuisieren, plädieren sie für einen offenen Umgang mit dem individuellen Gewaltisiko, wie es die forensische Psychiatrie vormacht.

Dirk Richter setzt sich damit auseinander, ob Gewalt im Gesundheitswesen zunimmt. Das reflexhafte »Ja« hinterfragt er aufgrund empirisch-methodischer Überlegungen, ohne zu einer klaren Antwort kommen zu können. Er plädiert für Deeskalation und Reflexion. Andreas Fraunhofer, Christian Hampel und Franziska Scheuercker nähern sich dem heiklen Thema der Gewalt bei Menschen mit Migrationserfahrung auf akutenpsychiatrischen Stationen an. Mittels qualitativer Verfahren versuchen sie, entsprechende Gewalterfahrungen im konkreten Behandlungskontext zu verstehen. Michael Schulz und Michael Löhr stellen grundsätzlich das Problem der Gewalterfahrungen psychiatrisch Pflegender am Arbeitsplatz aus der Sicht der Pflegewissenschaften dar.

Fortsetzung des Editorials auf Seite 2

Markus Pausch präsentiert einen Abriss aktueller Traumakonzepte, weist auf den Zusammenhang mit Gewalt hin und erläutert Therapiemöglichkeiten.

»Die ›gewaltfreie‹ oder ›zwangsfreie‹ Psychiatrie wird gerne vehement eingefordert, die Konsequenzen werden typischerweise aber nicht benannt« – diese These Tilmann Steinerts wird ganz bestimmt nicht jeder Leserin, jedem Leser behagen, wird aber eindrucksvoll dargestellt. Erfreulicherweise gibt es aktuell zwei größere Forschungsprojekte zur Zwangsvermeidung, die vom Bundesministerium für Gesundheit gefördert und von Matthias Rosemann vorgestellt werden.

Dass die Auseinandersetzung mit Gewalt ohne einen geschlechtsspezifischen Blick unvollständig bleiben würde, zeigen die folgenden Beiträge. Manuela Dudeck und Irina Franke ziehen das Geschlechterstereotyp »Frauen als Opfer, Männer als Täter« in Zweifel. Sehr gut passt dazu auch die erhellende Titelbildinterpretation von Helmut Haselbeck, die er uns für das Heft dankenswerterweise zur Verfügung stellt. Silvia Krumm beleuchtet den Aspekt der Viktimisierung und zeigt, dass psychisch kranke Frauen wie auch Männer in einer spezifischen Weise von Gewalt betroffen sind – und wie erstaunlich wenig dieser Befund in der gegenwärtigen Gewaltdiskussion im psychiatrischen Kontext beachtet wird.

Schließlich gestehen Susanne Menzel und Peter Brieger, dass sie mit großer Freude Asmus Finzens Polemik »Die neue Einfachheit« als »alten Text« wiedergelesen und eingeleitet haben, wissen aber auch, dass sie damit nicht nur Begeisterung ernten werden.

In den Nachrichten aus dem Netzwerk geht es diesmal um die Frage, wie sich die Sozialpsychiatrischen Dienste angesichts einer wachsenden Inanspruchnahme durch nicht psychiatrisch erkrankte Personen auf ihre Kernaufgaben konzentrieren können. Und schließlich hat Gunther Kruse mal wieder seine Feder gespitzt, um »Wider den Datenschutzdogmatismus« anzuschreiben. Außerdem möchten wir Ihnen wie immer Neues aus den Rubriken »Lebenslagen« und »Beyond Tellerrand« – diesmal mit einer Buchvorstellung aus Japan – ans Herz legen.

Mit dieser Ausgabe scheidet mit Sibylle Prins und Ulla Schmalz gleich zwei Mitglieder aus der aktiven Redaktionsarbeit aus, die jeweils mit einem ganz eigenen, unersetzlichen Blick auf die Sozialpsychiatrie die »Infos« über viele Jahre geprägt und gestaltet haben. Der Abschiedschmerz ist groß und wird durch das Versprechen, in den »Info-Beirat« zu wechseln, wenigstens ein bisschen gedämpft.

Insgesamt freuen wir uns über dieses Heft, wir halten es für wichtig, danken den Autorinnen und Autoren und wünschen eine Lektüre, die hoffentlich Anregung für Veränderung gibt.